

Heidi Peter-Röcher: **Gewalt und Krieg im prähistorischen Europa. Beiträge zur Konfliktforschung auf der Grundlage archäologischer, anthropologischer und ethnologischer Quellen.** *Universitätsforschungen zur Prähistorischen Archäologie* 143. Verlag Dr. Rudolf Habelt, Bonn 2007. 343 Seiten, 70 Abbildungen, 149 Diagramme.

Mit verwandten Themen hat sich die Autorin schon früher befasst, so in ihrer Dissertation zu Kannibalismus oder zu menschlichen Skeletten an besonderen Orten wie Höhlen und Befestigungsanlagen¹. In der vorliegenden Habilitationsschrift behandelt sie nun das Thema Gewalt und Krieg innerhalb der Vorgeschichte Europas.

I. Was ist Krieg? – Definitionen (S. 14–26)

Nach einer knappen Einleitung zu den Termini Macht und Modell erfolgt zunächst seitens der Autorin eine Kritik an begrifflichen Unschärfen und eine sehr kurze etymologische Annäherung an das Wort »Krieg«. Dessen offensichtliches Gegenteil, nämlich der Frieden, und ein weiterer Aspekt, das Fehdewesen, demonstriert sie in theoretischer Form an den staatsrechtlichen mittelalterlichen Verhältnissen im deutschen Königreich. Darauf folgt eine globale Sammlung von Definitionsbeispielen zahlreicher Autoren für Krieg im 19. und vor allem im 20. Jh., fast vollständig außereuropäisch. Nach einer Aufzählung von Kriegsorten (darunter der Territorial-, Präventiv-, Unabhängigkeits-, Raub- und Guerillakrieg, außerdem der sog. Kalte Krieg) sowie deren Inhalten (Gewalt, Aggression, Konflikt, Totschlag, Blutrache, Fehde, Prügelei etc.) kommt die Autorin schließlich auf die soziologische Bedeutung von Krieg zu sprechen (Glorifizierung, Gewaltmarkt, staatliches Gewaltmonopol, Gefolgschaft, Heilsgewinn etc.). Die zeitliche Komponente ist in der Unterscheidung der Kriege komprimiert (primitiver Krieg und »wahrer/echter« Krieg). Dazu gibt es auch noch ganz viele Nebenaspekte bei der Unterscheidung von friedlicher und kriegerischer Konfliktstrategie (Religion, Ritus, Magie, Recht, Sanktion etc.).

Angesichts der umfassenden Literatur und der vielen unterschiedlichen wie auch kontroversen Klassifikationsversuche stellt sich die berechtigte Frage, ob der Diskurs über den Krieg und seine Gründe jenseits des menschlichen Verständnisses liegen.

Ist es doch ein durchaus schwieriges Unterfangen, Gewalt, Recht, Fehde sowie innere und äußere Kriege voneinander abzugrenzen, betont die Autorin, wenn sie zum Thema von cross-cultural studies werden. So könnten sich z. B. Fußballplätze oder Kindergärten als gefährliche Kriegszonen herausstellen. Schließlich spielen subjektive Vorannahmen und Erwartungen, persönliche Erfahrungen, falsch verstandene oder interpretierte mündliche Überlieferungen (auch Lügen) und manchmal eine zu geringe Befundkenntnis der Forscher bei der Kategorisierung und Definition eine gewichtige Rolle.

1 H. Peter-Röcher, Kannibalismus in der prähistorischen Forschung. Studien zu einer paradigmatischen Deutung und ihren Grundlagen (Bonn

1994); H. Peter-Röcher, Mythos Menschenfresser. Ein Blick in die Kochtöpfe der Kannibalen (München 1998).

II. Warum Krieg? – Zur Suche nach den Ursachen und Wurzeln (S. 27–64)

In diesem Kapitel wird bei der Suche nach den Ursachen die gleiche Methode wie im vorangegangenen Kapitel angewandt. Im Einzelnen werden verschiedene Ursachen näher diskutiert, die mitunter sogar als »Erklärungen«, meist aber als »Motive« bezeichnet werden. *Ökologische Erklärungen* (S. 28–32) beziehen sich in erster Linie auf die Ressourcen (Überbevölkerung, Frauenmangel, Proteinmangel, Raumnot). Ein wichtiger Autor ist M. Harris. Näher an der kausalen Frage ist dagegen der Exkurs über *Indigene Gesellschaften und europäische Expansion* (S. 32–37). Die Darstellungsinhalte der ethnologischen Literatur sind vielfach von modernen Autoren als persönlich gefärbte Einschätzung richtiggestellt bzw. entlarvt worden oder wurden im Hinblick auf die Rezipienten zugeschnitten. Die Untersuchung der Auswirkungen von Globalisierung einst und heute soll durch Zivilisationskontakte abgeschätzt und im Kontext erfasst werden: etwa zu Beginn der *kapitalistisch-marktwirtschaftlich orientierten Welt des 16. Jhs.* (sic Oryval 2002: Zentrum, Semiperipherie und Peripherie). Als Beispiele dienen Yanomami, Irokesen, selbstverständlich das Crow-Massaker und schließlich Ilongot und Dani sowie unter dem Aspekt Archäologie die Auffassung von E. M. Redmond.

Ökonomische Erklärungen (S. 37–40)

Kriegsauslösende Motive können manchmal auch von materiellen Interessen der Entscheidungsträger beeinflusst sein, dabei aber durch andere Gründe verschleiert werden. Vorwiegend sind es religiöse oder ideologische Motive, die als Vorwand für das Erlangen von persönlichem territorialem Gewinn, Rohstoffen, Reichtum, Herrschaft, Macht, Prestige oder einer generellen Maximierung des jeweiligen Status dienen. Die referierten Autoren gehören der materialistischen (Ferguson) bzw. kulturmentalistischen oder ontologischen Fraktion (Robarchek) an. Beginnend mit Childe zählen 15 Archäologen (1942–2004) zu den Befürwortern der materialistischen Kriegsursachen. Mit einem teils schon besprochenen Erklärungsmuster (Ressourcen, Gender, Veganer: vgl. S. 39, Anm. 22–23) scheint die Autorin das Ökonomiemotiv reduzieren zu müssen. Am Beispiel der Xinguanos werden im Folgenden kriegsverhindernde Motive dargestellt. So stellen die Xinguanos bestimmte Geräte nicht her, um dadurch eine freundschaftliche Bindung zu Nachbarn aufrecht zu erhalten, wenn sie diese Geräte geliefert bekommen. Tendenziell folgt die Autorin hier der älteren, neoökonomischen und neozoologischen Literatur (Sahlins, Fromm, Bourdieu).

Soziobiologische Erklärungen (S. 41–47)

Beim Ursachenbegriff wird unterschieden zwischen einer Zweck-Ursache (»ultimate«) und einer Wirk-Ursache (proximate). Erstere steht in Zweifel ob der Sinnhaftigkeit, wobei hier anzumerken ist, dass die Autorin – nach »US-amerikanischer Art« – dazu neigt, pragmatische Deutungen vorzuziehen: *cherchez la ressource*. Festzustellen, dass primitiver Krieg Bevölkerungsbegrenzung sei, hieße etwa dies *sounds almost as odd as saying that the function of hot weather is to increase beer consumption*.

Vielversprechender erscheint dagegen die wirkliche Nutzung von Geräten und Waffen durch Tiere. Nach einem Exkurs über Ursprünge des menschlichen Aggressions-

instinktes (Konrad Lorenz) – beobachtet bei den Gombe-Schimpansen und ihren von Männerbünden ausgeführten Überfällen auf Nachbarterritorien – lernen wir beim Vergleich mit (Berliner?) Mädchenbanden, dass Aggression nicht unbedingt typisch männlich ist. Die Ursachen (siehe dieses Kapitel!) dieses bei den Schimpansen entdeckten Verhaltens müssen wir in der zitierten Literatur nachschlagen: vermutlich handelt es sich um territoriale Motive, wie dies später anhand der forensischen Ausführungen über einen *Australopithecus* dargelegt wird. Darüber hinaus kommen Motive in Betracht wie die Verbesserung der kulturellen und genetischen Repräsentanz oder des Reproduktionspotenzials. Dies kann sowohl bei Mensch als auch Tier zutreffen. Im letzten Abschnitt diskutiert die Autorin die Verhaltensforschung nach Auffassung der Autoren Lorenz/Eibl-Eibesfeldt. Aufgrund dieser Beschränkung kommt sie zu eigenen Wertungen der Instinkte mit dem Tenor Aggression = angeboren = Destruktivität und Grausamkeit. Bezweifelt wird der Menschen und Tieren gemeinsame Ursprung des *coalitionary killing* (Wrangham 1999) bereits vor 5 bis 6 Millionen Jahren. Aufgrund von Instinkten wäre der Krieg somit eine biologische Notwendigkeit.

Im darauffolgenden Absatz, der in einem mehr journalistischem Stil nach Art des Feuilletons gehalten ist, erfahren wir zum Thema »*Wilde*« und »*Zivilisierte*« (S. 47–52) eher Erbauliches. Die Autorin zitiert John Hobbes und Michel de Montaigne, natürlich darf auch ein Hinweis auf Rousseau nicht fehlen. Liest man sie heute, so wird klar, dass ihre Ideen unterschwellig wohl noch sehr lange Fortbestand haben werden: Persönliche Einstellungen zu anderen Autoren und eigene Erfahrungen spielen also eine nicht zu unterschätzende Rolle, wie H. Peter-Röcher bezüglich der Kriegstheorie im 20. Jh. feststellt. Der primitive Krieg war für Turney-High eher *psychological than lethal*, gebremst von Furcht (Magie, Geister) und Gefühlen (Menschenleben). Im Gegensatz dazu stehen die Massaker der Kolonialherren, die nicht einmal vor der Zivilbevölkerung Halt machten (Maji-Maji). Neuere archäologische Abhandlungen zum Thema *violence and warfare* (Vencl; Guilaine/Zammit) geben einen Forschungsstand wieder, der zu Recht von der erfahrenen Autorin kritisiert wird: der blutrünstige Wilde agierte in der Steinzeit, der edle Held seit der Bronzezeit.

In dem Abschnitt über *Soziale Strukturen, die Motive der Akteure und weitere Hypothesen* (S. 52–58) referiert die Autorin zur Wechselseitigkeit von Handel/Tausch und Aggression. Wieder müssen die Yanomami zeigen, dass Reziprozität ein zeremonieller Dialog ist. Männer sind mit Tieren verbunden und Tiere bedeuten Jagd: Feinde werden auch als Jaguar bezeichnet. Lévi-Strauss meint, Krieg sei missglückter Tausch. Und wenn soziale Tauschhandlungen den Frieden fördern, so kann der Krieg andererseits friedensfördernd sein. Auch Zeremonie, Spiel und Lust kann man als Motive auffassen. Im letzten Absatz dieses Abschnitts finden wir eine Sammlung von Gründen: Sie resultieren aus Streitigkeiten wegen Diebstahl, Ehebruch, Vergewaltigung, Frauen, Brautpreiszahlung, nicht eingelösten Verpflichtungen, Besitzrecht, Beleidigungen etc. Generell spielt der Gedanke an Rache eine Rolle, ebenso wie Zauberei, Hexerei, Krankheit und Unglück. Beschuldigt werden Gruppenmitglieder, externe Beteiligte oder auch Ahnen und Geister. Die Art der Konfliktbewältigung hängt von gesellschaftlichen Normen und Werten ebenso ab, wie von Traditionen, Umständen oder dem Status der Beteiligten. Nicht immer muss daraus Krieg mit Waffengewalt entstehen. Konfliktbewältigung kann durch Rechtsnormen und Schlichter geschehen, aber auch durch den Einsatz anderer

Mittel wie Zauberei und Fluch. Übrigens vermeidet die Autorin den Begriff Anlass oder Auslöser und spricht nur von »Gründen«. Unbestritten kann auch ein spontaner Anlass zugleich ein sofortiger triftiger Grund für Auseinandersetzungen sein. Für die gerechte Beurteilung des Handelnden wird man aus heutiger Sicht Gründe in der Einbettung in soziale Strukturen und Normen suchen. Aus Sicht der betreffenden Gesellschaft ist das aber nicht zwangsläufig erforderlich. Zusammenfassend hält die Autorin universale Modelle für Krieg und Aggression aufgrund der Komplexität des Themas nicht für möglich.

Den Titel des letzten Abschnitts im Kapitel »warum Krieg« hat die Autorin wohl absichtlich mit doppelbödigem Sinn hinterlegt: *Wann begann der Krieg? Spekulationen über Ursprünge* (S. 58–64). Sehr sachlich behandelt sie darin die wichtigsten Theorien mit Jebel Sahaba (Sudan/Late Paleolithic) als Eckpunkt, ein Befund, der von M. K. Roper als Ausnahme erachtet wurde: Erst mit Jericho könne man von Krieg sprechen. H. Müller-Karpe favorisierte in seinem Handbuch (Hrsg. 1968) das Mesolithikum, die weitaus meisten Autoren vertreten jedoch die Ansicht, dass man erst seit dem Neolithikum bestimmte Formen von gewaltsamen Auseinandersetzungen als Krieg bezeichnen kann. Zwei wichtige Kriterien, nämlich Eroberungskriege und Staatlichkeit, diskutieren J. Haas (Wellentheorie) und E. Fromm (Häuptlingtum und Königtum). Erwähnt seien auch die Beurteilungen von Park zu pastoralen bzw. nomadischen Gesellschaften und die erhebliche Mobilität durch die Nutzung des Pferdes (Keeley). Nach Ansicht von Kroeber und Fontana hänge die Erfindung des Krieges mit der neolithischen Revolution zusammen. Den Männern sei es langweilig geworden, denn die Frauen verrichteten nun die ganze Arbeit (Ackerbau), und sie wollten irgendwie ihr Gesicht wahren. In der Art und Weise, wie die Theorien präsentiert werden, entlarvt die Autorin nicht nur die Primitivität, sondern indirekt auch die methodischen Schwächen der jeweiligen Autoren.

III. Kriegsführung und ihre Folgen (S. 65–91)

Am Beginn der Diskussion stehen A. P. Vaydas Berichte über Kriege seit »Eingeborenenengedenken«. Es folgen Beispiele unter Berücksichtigung der Siedlungsstrukturen (Befestigungen, lose Streusiedlung), dann wieder cross-cultural-Vergleiche von Dorfkrieg und Totschlagsrate in den USA (Überfälle der Kaipo auf Gummizapfer und Siedler in Brasilien 1926–1955). Als Beispiel für eine friedliche Konfliktbewältigung wird die Abschaffung (Auslöschung) der Existenz durch Adoption genannt. Vorbeugend ist eine (vorübergehende) Vertreibung aus dem Gebiet. Anscheinend aber ist die (Tracht-)Identität trotz alledem präsent.

Am Beispiel der Mae Enga (Meggitt 1977) berichtet die Autorin über Details der bei diesen ausgeübten Kriegshandlungen und den damit in Zusammenhang stehenden Verletzungen. Bei den »großen Kämpfen« konnten sich 500 Mann auf beiden Seiten gegenüberstehen. Dabei gab es aber Konventionen, um die Verluste möglichst gering zu halten. Zwischen den Clans und Phratrien bestanden außerdem Normen, welche die Art der Kampfesführung einschränkten. Erstaunlicherweise gab es die geringsten Auflagen und Regeln bei Kämpfen mit Nachbarn. Die Bewaffnung bestand aus Pfeil und Bogen. 25 % der männlichen Todesfälle gehen auf Kriegseinwirkung zurück, wobei aber nicht unterschieden wird, ob der Tod bereits im Felde erfolgt ist oder ob der Betreffende erst

später seinen (alten) Verletzungen erlegen war. Meggitt erstellte auch Hochrechnungen auf der Grundlage von Berichten. Für die Zeit zwischen 1900 und 1950 ging er von 200 Ereignissen aus, somit gab es durchschnittlich vier Kriege pro Jahr. Unter Berücksichtigung der 14 Clans in seinem Untersuchungsgebiet kam man auf 0,1–0,3 Kriege pro Jahr. Die Todesrate betrug 3,7 Tote pro Konflikt. Weitere Kalkulationen erwecken schließlich den Eindruck, dass die Todesrate eher in einem moderaten Licht erscheint. Chronische Kriegszustände bei den Mae Enga und die magische 25 %-Rate wurden vielfach in der Literatur als Modell verwendet. Peter-Röcher zieht die Erhebung dieser Zahlen in Zweifel und meint, dass man auch andere Todesursachen wie Epidemien gegenrechnen müsse. Dazu komme die Entschädigungszahlung (40–100 Schweine), die Trauerarbeit und Rachsüchtigkeit erheblich mindern kann. Mir erscheint allerdings die Datenerhebung als solche schon problematisch, stützt sie sich doch auf Berichte aus einem Zeitraum, der so weit zurückliegt, dass es möglicherweise gar keine lebenden Personen mehr gibt, die als Augen- respektive Verletzungszeugen dienen können (sog. Genealogische Daten). Das führt auch zur Frage nach der Beurteilbarkeit der mündlichen Überlieferung, wenn bestimmte Ethnien beispielsweise keine natürlichen Todesfälle kennen: es töten Feinde, Geister etc., wie im Falle der Waorani.

Die Auswirkungen der Kriege beschrieb Godelier in der Zusammensetzung der Baruya-Bevölkerung in zwei Hochtälern Neuguineas. Es handelte sich um 2159 Personen, die in 17 Dörfern/Weilern wohnten und 15 Clans angehörten. Davon wurden acht als Flüchtlinge angesehen und sieben als absorbierte lokale Gruppen. Die Ursachen dafür (indigener oder europäischer Druck) sind nicht mehr rekonstruierbar. Die Clans waren in Sippen unterteilt, die sich wiederum aus Segmenten zusammensetzten. Übrigens gab es bei den Baruya big warriors, die sich von den big men nachhaltig unterschieden. Sie konnten vor die Kriegshaufen treten und zum Zweikampf fordern. Dies brachte ihnen Heldenruhm ein, doch nicht mehr. Sie hatten nur wenige Frauen und Kinder: Reichtum und Macht blieben getrennt.

Mehrfach berichtet die Autorin, dass Kriege nicht nur durch Forscher oder Missionare, sondern auch durch Vertreter der Kolonialmacht regelrecht angeregt wurden. Im Falle von Chagnon durchleuchtet sie auch dessen Methode, die Gewaltrate der Yanomami zu berechnen, die Yanomami sodann allgemein als grimmig zu charakterisieren und dieses Bild auch auf die Vergangenheit zu übertragen. Problematisch bei dieser Kritik ist es jedoch, von erfolgreichen Kriegszügen zu sprechen, wenn viele Aktionen doch eher rituell bedingt sind. Und wenn sie wenig erfolgreich sind, bedeutet das wirklich, die Yanomami seien gar nicht so grimmig? Zwei Absätze weiter aber werden wir erneut Zeuge, wie jemand in der Hängematte gespießt wird...Trotz der zahlreichen Forschungsprojekte (mehr als drei Dutzend Feldanalysen) zu den von der westlichen Zivilisation so unberührten und deshalb in ihrer Ursprünglichkeit so faszinierenden Yanomami wissen wir nicht, ob wir ihr Verhalten als Krieg oder Fehde bezeichnen sollen.

IV. Fazit: Persönlich motivierte Auseinandersetzungen versus Krieg (S. 92–104)

Krieg ist keine messbare Größe, die sich auf seine Dauer und seine Todesrate reduzieren lässt. Weder Sesshaftigkeit, Territorien noch Besitz führen automatisch zu einem gewalt-samen Streben danach. Zu komplex ist das soziale Gefüge und die Einbettung in dessen

Normen und animistischen Bestimmungen. Alle Begriffe beziehen sich daher auf Zeit, Ethnos oder ein Einzelereignis. Diese Feststellung hätte genügt. Doch zählt die Autorin nunmehr alle diskutierten Details erneut auf, auf die Gefahr hin, dass diese im Unterbewusstsein des Lesers verinnerlicht werden könnten. Im Vordergrund stehe die persönlich motivierte Entscheidung, das Leben aufs Spiel zu setzen, und zwar im offenen Kampf. Man versuchte also lieber mit Hinterhalt und List zum Erfolg zu kommen.

Drill und Disziplin bei den Kämpfenden sowie ausgeprägte Führungsqualitäten vonseiten der Befehlshaber konnten zur Kompensation von Hemmungen beim Töten eines Gegners beitragen (Thukydides, Napoleon etc.). Damit kommt die Autorin auf ihre Ausführungen im I. Kapitel zurück, in denen sie die »echten« (neuzeitlich-europäischen) Kriege in einer Literaturschau vorführte.

Krieg und Gewalt differenzierter zu sehen, sei schwierig, da die Definition des Krieges mit postulierten ultimativen Ursachen verschmolz und der Gewalt in unserer Kultur nichts Positives zuzubilligen sei (S. 103). Schließlich bestünde, gerade weil das Thema so modern ist, die Gefahr, den Krieg zu sehr zu generalisieren und mit ethnologischen Analogien eine Archäologie des Krieges zu entwerfen, die ein falsches Bild der Vorgeschichte beim Rezipienten hinterlasse.

Bevor wir zum eigentlichen Thema der Untersuchung kommen, wollen wir hier die Datenbasis vorstellen:

VIII. Katalog (S. 191–302)

IX. Literaturverzeichnis (S. 303–338)

Index der Fundorte (S. 339–343)

Der Katalog gliedert sich in die Abschnitte Text und Diagramme. Im Textteil werden die Fundstellen mit Gewaltbefunden aufgeführt. Text- und Diagrammteil sind jeweils durchlaufend nummeriert (1–398 bzw. 1–149) und in Bezug zueinander gesetzt, so dass sich die zusammengehörigen Stellen leicht finden lassen.

Inhaltlich ist der Textteil auf die absolut notwendigen Angaben beschränkt, Näheres findet man über die angegebene Literatur. Verletzungen werden – abhängig von den leider nicht immer befriedigenden Angaben in der Literatur – soweit möglich individuenbezogen und einzeln erfasst (sowohl eindeutig auf Waffeneinwirkung zurückgehende Traumata als auch unspezifische Läsionen und Frakturen allgemein, nicht aber sonstige pathologische Befunde).

Der Katalog beschränkt sich ausschließlich auf Befunde mit menschlichen Skelettresten, die mit dem behandelten Thema in Zusammenhang stehen oder stehen könnten, insbesondere auf solche, die anthropologisch untersucht sind. Aufgenommen wurden zum einen Einzelbefunde, die Hinweise auf Gewalt liefern, zum anderen Gräberfelder, in denen eine Analyse der Traumata bereits durchgeführt worden ist oder/und die einen genaueren Blick auf die Alters- und Geschlechtsstruktur ermöglichen. In Gräberfeldern finden nicht verheilte Verletzungen und kriegerische Ereignisse in von der Norm abweichenden Profilen ihren Niederschlag.

Im Katalog findet sich eine Zusammenstellung des für die Fragestellung relevanten Materials vom Neolithikum bis in das Mittelalter, in Einzelfällen auch bis in die Neuzeit. Der Schwerpunkt liegt auf dem deutschsprachigen, mitteleuropäischen Gebiet. Die

Datierungen basieren auf Angaben aus der Literatur und werden nur in Einzelfällen diskutiert, chronologische Fragestellungen spielen eine untergeordnete Rolle. Die Ergebnisse sind im Diagrammteil des Katalogs nach absoluten Zahlen bzw. ihren prozentualen Anteilen grafisch dargestellt, jeweils getrennt nach Männern und Frauen.

V. Gewalt und Krieg: archäologische und anthropologische Untersuchungen (S. 105–151)

Bis zur Mitte der 1990er Jahre erfolgte im Fach Archäologie keine oder – wenn überhaupt – nur eine zurückhaltende Beschäftigung (Childe, VencI) mit dem Thema Krieg bzw. der Interpretation von Knochenmaterial offensichtlich gewaltsam zu Tode gekommener Menschen. Die Publikationen der Autorin trugen nicht zuletzt zu einer Änderung dieses Sachstandes bei. H. Peter-Röcher wendet sich nun dem eigentlichen Thema zu, der europäischen Ethnographie.

Menschenopfer und Totenfolge (S. 106–118)

Mit der Autorin beginnen wir eine Wanderschaft, die uns von Regensburg-Harting und Ellingen mit Befunden von eingeschlagenen bzw. abgeschlagenen Schädeln aus spät-römischer Zeit bis ins keltische Gallien zurückführt. Wir lauschen den Berichten des Conquistadors Cäsar über keltische Gewalt. Sie stimmen nicht mit den Befunden aus Ribemont-sur-Ancre, Dép. Somme, überein, etwas Ähnliches finden wir aber in La-Tène (Waffen und eine Leiche mit Strick um den Hals). Der Ethnologe Herodot erzählt uns, wie die Skythen Kriegsgefangene opferten: Ein Hügel mit einigen der von Herodot beschriebenen Merkmale konnte auch archäologisch nachgewiesen werden, jedoch fanden sich weder Schwerter noch Opferreste darin. Nanu! Wir begeben uns nach Ralswiek und finden einen Platz, an dem ein Überfall stattgefunden hat, wie sich aus der Analyse der dort gefundenen Menschenknochen ersehen lässt. Der sagenhafte Ort der Menschenopfer konnte jedoch damit nicht identifiziert werden. Wir gehen nach Oberdorla und finden die Priesterin des Dianakultes (späten Kaiserzeit), ein behindertes Mädchen, das einen Schlag auf den Kopf bekommen hatte (und deshalb sicher seherische Begabung entwickelte). Der Ort wurde über einen langen Zeitraum als Opferplatz genutzt (Hallstattzeit bis Völkerwanderungszeit). Die Untersuchungen an den Skeletten zeigen für Oberdorla und Ralswiek, dass kannibalische Riten durchgeführt wurden (Ullrich, sic!).

Über die Befunde selbst erfahren wir wenig, mehr hingegen über deren Interpretation. Hinsichtlich der sog. Siedlungsbestattungen lassen sich – trotz zahlreich vorhandener archäologischer Literatur und einiger anthropologischer Bestimmungen – viele Gründe für eine derartige Bestattungsform nennen: soziales Außenseitertum, privilegierte Stellung, persönliche Verbundenheit, Unfälle, Unglücksfälle, Hinrichtungen, Überfälle, Tötung wegen Geburt von Zwillingen (Großmehring, Schröter), kinderlose Hexe.

In Esztergályhorváti fand man die sterblichen Überreste von 25–35 Männern in einer Grube, die mit Ton und Holzkohle abgedeckt war; darauf standen Gefäße. Da es sich nur um männliche Individuen handelte, ist für ihren Tod ein kriegsähnlicher Kampf

wahrscheinlich, der in Zusammenhang mit dem Raub von Frauen stehen könnte, die vormals mit ebendiesen Männern in einer Gemeinschaft zusammengelebt hatten. Die Art der hier gewählten Beisetzung sei deshalb als Bestattungsoffer ähnlich Fruchtbarkeitsopfern zu erklären (bei J. Makkay übrigens ein beliebtes Szenario).

Beim Thema Mehrfachbestattung muss natürlich die Frage der Totenfolge respektive Witwenverbrennung diskutiert werden. Die Autorin kommt zu dem Ergebnis, dass das gar nicht so häufig geschehen ist und nur bestimmte Berechtigte dafür in Frage kamen (z. B. Oberhaupt einer Familie von hohem Stande, so bei Cäsar; vgl. auch die *Capitulatio de partibus Saxoniae* aus dem Jahr 782) oder bei institutioneller Totenfolge für einen Herrscher (Königsgräber von Ur, Skythen). Für das Paläolithikum wird bezweifelt, ob es überhaupt Bestattungen gab (glücklicherweise ist die Altsteinzeit nicht Untersuchungsgegenstand; somit erübrigt sich hier die Kritik).

Unglücksfälle, Krankheiten und Katastrophen (S. 119–124)

Im Rahmen dieser Themenbereiche werden Überlegungen angestellt, aufgrund welcher Ursachen es zu einer gleichzeitigen Bestattung mehrerer Individuen gekommen sein könnte. Hierfür in Frage kommen – nach Ansicht der Autorin – außer Epidemien auch andere Gründe wie Stürze, Hausbrände, Jagdunfälle, Bootsunglücke usw. Besondere Aufmerksamkeit ist der Theorie des Steinschlags gewidmet, die unter anderem dazu dient, Kiesewetters Hutkrempe² anzuzweifeln. Insgesamt bemerkt die Autorin, dass es keine Kriterien gibt, wonach man die Einwirkungen von Kriegshandlungen von solchen anderer Gewaltformen unterscheiden kann. Ein weiteres Problem stellt die Tatsache dar, dass viele Befunde nur Ausschnitte einer Population darstellen, ohne dass wir diese in ihrer Gesamtheit erfassen können.

Waffengewalt und ihre Opfer (S. 124–151)

Zunächst werden konkrete Beispiele mit Schussverletzungen aus der Bronzezeit vorgestellt, gefolgt von den – in traumatologischer Hinsicht – teilweise gut untersuchten Verletzungen aus dem von Talheim und Schletz stammenden Skelettmaterial. Bei solchen Schusswunden, bei denen das Projektil noch im Knochen steckte, ist die Todesursache in den meisten Fällen unstrittig. Hieb- und Schnittverletzungen sind nach Auffassung einiger Autoren schwerer diagnostizierbar. Bei Projektilen (eigentlich Waffen allgemein), die lose auf oder neben Skeletten liegen, gestaltet sich die Argumentation schwierig. Die Autorin tendiert dazu, solche Befunde teils als Beigaben, teils als postmortale Verlagerung zu betrachten. Pfeilspitzen aus Frauengräbern sind zunächst einmal als ungewöhnlich einzustufen. Leider versäumte es hier die Autorin, die Beigabensitte der jeweiligen Kultur zu diskutieren. Die diachrone und weiträumige Beispielsammlung hindert die Autorin, die Befunde einzelner Kulturen genauer zu betrachten. Stattdessen diskutiert sie erneut verschiedene Thesen (Vencl, Orschiedt) generalisierender Darstellung, wie schon in den 100 Seiten der vorangegangenen Kapitel.

2 Begriff aus der forensischen Traumatologie. Die Regel besagt, dass Verletzungen oberhalb einer gedachten Hutkrempe wahrscheinlich durch

Schläge, unterhalb dieser Linie wahrscheinlich durch Stürze entstanden sind.

Ob die italischen Grabsteine des 1.–7. Jhs. (S. 130) wirklich eine ethnisch homogene Population repräsentieren, ist zu bezweifeln. Aber dies interessierte anscheinend nur die damals herrschende Klasse, die sich einen Grabstein leisten konnte. Auch lässt die Autorin die Leserschaft in Unkenntnis darüber, warum eine kaiserzeitliche, norische Grabsteinpopulation mit einem schnurkeramischen Gräberfeld in Polen verglichen werden kann. Kritisch bemerkt sie zum Frauendefizit und zum Maskulinitätsindex bei prähistorischen Skelettserien, dass Bestimmungsfehler dafür als Ursache in Betracht gezogen werden könnten. Seuchen, Kriege und Hungersnöte (ein bei der Autorin beliebtes, wiederholt angeführtes Korrektiv/Motiv) führten ebenfalls zu Verzerrungen. Männerüberschuss ist ein Kriterium von Einwanderungsländern. Doch für A. Häusler ist dies ein Indikator für kriegerische Gemeinschaften, was nicht unbedingt ein Widerspruch sein muss. Die Autorin wechselt beständig zwischen Einzelbefunden und einer Generaldiskussion, die von »wissenschaftlichem Aberglauben« geprägt ist. Bei der Grafik zum Maskulinitätsindex (S. 133) stellt sich die Frage, ob nicht des öfteren Gräber von Glockenbecher-Frauen mit Aunjetitzer Bestattungen verwechselt wurden und in welchem Maße vollständig oder nur teilweise erforschte (kleine und große) Gräberfelder in die Generalisierung eingeflossen sind, wie auch die Autorin bisweilen zugibt.

Schließlich kommt die Festungs- und Schlachtfeldarchäologie zur Sprache (z. B. Alesia, Smolnice-Molpír). Die Beigabe einer Pfeilspitze bedeutet, dass der Verstorbene einen Skythen getötet hat. Die skythische Präsenz im Westen wird bekanntlich auch mit Handel und Tausch erklärt, mit statusbildenden »goldenen« Allianzen oder Siegesbeute (Vettersfelde).

In theoretischer Form wird die Kampftechnik der eisenzeitlichen Krieger vor Augen geführt. Raubzüge, Eroberungen und Sklavenhandel runden das malerische Bild ausgehend von der »heroischen« Bronzezeit bis in die Kaiserzeit ab. Über die Aufnahme von Ideen und Objekten (der Begriff Akkulturation ist inzwischen im Fachjargon anscheinend verschwunden) ist in der Literatur viel diskutiert worden. Auch über deren Einbindung in die religiöse und praktische Nutzung innerhalb eines neuen Kulturkontextes: Met statt Wein im Hochdorfer Kessel!

Der Exkurs zur friedlichen Ausbreitung von Kultur(en) scheint die Suche nach Kriegsbefunden zu verdrängen. Grabenwerke sollen gar nicht zur Verteidigung gedient haben, weil darin selten Waffen und Leichen zu finden seien. Übrigens war das Schwert die erste wirkliche Waffe (Übergang Frühbronzezeit/Mittelbronzezeit), während vorher – für den Fall einer Auseinandersetzung – Geräte und Werkzeuge zu Waffen umfunktioniert wurden. Jagdwaffen waren ebenfalls keine »echten« Waffen. Wiederum zeigt sich ein Defizit im semantisch konnotativen Feld bei der eindeutigen Definition und Interpretation von Begriffen wie Bewaffnung, Krieg, Rang und Gesellschaftsform.

Schutzwaffen gibt es ebenfalls erst seit der »heroischen Zeit«. Schilde aus Metall benutzte man nur sonntags zum »Protzen«, während solche aus Holz bei »echten Kämpfen« zum Einsatz kamen. Priebes Schild der Kugelamphorenkultur aus Langeneichstädt war wohl keiner, denn die Bretter zerfielen bei der Bergung. Im Übrigen kann ikonografisches Material nicht benutzt werden, so die Autorin, weil wir die orale Überlieferung und die Mythen nicht kennen: Aber wir wissen, dass es wenige Kriegstote gab. Demzufolge ist auch die mesolithische Levantekunst nur als Ausdruck von Fehden

erklärbar. Erst in der Spätbronzezeit des Valcamonica dürfen wir Gewaltbilder als kriegsgerisch deuten.

Massaker gab es nur in der Bandkeramik (Talheim, Schletz) und dann erst wieder in der Eisenzeit. Der mittelbronzezeitliche Befund von Sund ist nicht verwendbar, da die Verletzungen der dort vorgefundenen 20–30 Individuen auch anders erklärt werden können: Dies lernen wir aus der Interpretation der Autorin.

Vl. Gewalt und Krieg: Auswertung der anthropologischen Daten (S. 152–186)

Um das Potenzial anthropologischer Daten im Hinblick auf die Beurteilung von Gewalt und Krieg zu erschließen, wurden Kategorien aufgestellt:

Kategorie 1

Gräberfelder und Bestattungsplätze, bei denen der Maskulinitätsindex, die Altersstruktur und die Verletzungen zu beurteilen waren.

Kategorie 2

Von der Autorin nicht näher definiert. Es handelt sich um Befunde, zu denen keine ausreichenden Angaben vorliegen. Diese müssen somit als »Einzelfälle mit Verletzungen« gelten und konnten nur in geringem Umfang in die Auswertung einfließen.

Kategorie 3

Einzelgräber ohne Gräberfeldzusammenhang. Zeiten bzw. Kulturen, die lediglich durch die Kategorien 2 und 3 vertreten sind, wurden nicht in die nähere Auswertung einbezogen. (Das Spät- und Endneolithikum ist nur durch die Schnurkeramik repräsentiert. Gleichmaßen wurden solche Bestattungsplätze, bei denen nur pauschale Angaben zu den Verletzungen verzeichnet waren oder die Angaben nicht nachvollziehbar sind, nicht in die Untersuchung mit einbezogen [z. B. Odagsen und Jelšovce]).

Kategorie 4

Befunde, die von Massakern, Schlachten, Kämpfen und Tötungen herrühren.

Nicht alle Zeitstufen, Kulturen und Gebiete sind gleichermaßen gut vertreten. Da es sich nicht um die Frage von Gewaltausübung bzw. Kriegsführung in einem bestimmten Gebiet zu einer bestimmten Zeit handelt, sondern vielmehr zu eruieren ist, ob und wie anthropologische Daten überhaupt für diese Thematik auswertbar sind und vor allem, ob sich aus diachroner Sicht Unterschiede feststellen lassen, wurde weder auf regionale Eigenarten noch auf eine feinere chronologische Einteilung innerhalb bestimmter Zeitperioden besondere Rücksicht genommen.

Einer genaueren Auswertung wurden ausschließlich Traumata unterzogen, die auf menschliche Gewalteinwirkung zurückzuführen sind: Schussverletzungen, Hieb- und Stichverletzungen am Schädel und am postkranialen Skelett. Frakturen des Unterarms werden gesondert behandelt, da sie – ebenso wie Handverletzungen – auch andere Ursachen haben können (Raufereien ohne Waffen, Stürze, andere Unfälle; ebenso denkbar: als Folge einer Schutz- und Parierhandlung gegen Angriffe auf den Kopf). Unspezifische Verletzungen sind solche, bei denen eine Waffeneinwirkung unklar ist. Andere Verletzungen werden als »Sonstige« klassifiziert.

Der Datenpool:

182 Bestattungsplätze mit 27.000 Individuen wurden überprüft; davon bleiben 122 Bestattungsplätze mit 18.500 Individuen, die Verletzungen aufwiesen im Untersuchungszeitraum: 5500 v. Chr. – 1500 n. Chr. = 7000 Jahre

	Grunddaten gesamt	Restdaten gesamt	Kategorie 1	Kategorie 1–3
	alle Indivi- duen	nur Verletzungsbefunde		
Individuen	27 000	18 500	15 966	17 914
Zeitraumen Neolithikum/Mittelalter	/7000	/7000	/7000	/7000
statistisch fassbare Individuen pro Jahr in Mitteleuropa	3,8571	2,6429	2,2809	2,5591
Anzahl Gräberfelder	/182	/122	/122	/122
statistisch fassbare Individuen pro Jahr und pro Gräberfeld	0,0212	0,0217	0,0187	0,0210

Obige Berechnung stammt vom Verfasser dieser Zeilen und misst die potenzielle diachrone Aggression anhand des Datenmaterials. Man könnte auch noch eine Berechnung pro Quadratkilometer durchführen (ohne nötigen Kommentar).

Auf mehreren Seiten folgen nun Tabellen, Kreisdiagramme und Verbreitungskarten. Die Karten, das sei vorweggenommen, dienen lediglich der Illustration, denn auf sie wird kaum Bezug genommen. Tabellen und Diagramme besagen, dass mit Beginn der Kaiserzeit die Anzahl der Verletzungen stark zugenommen hat und im Mittelalter am höchsten war. Die Kreisdiagramme auf S. 163 sind möglicherweise fehlerhaft. Bei den folgenden Grafiken auf S. 164 fehlen exakte Berechnungsgrundlagen.

Im Zeitraum von 7000 Jahren gibt es 361 Verletzte, die 422 Wundmale aufwiesen. Diese werden nun untersucht. Dabei erfahren wir, dass Schädelverletzungen über 61 % aller Verletzungen ausmachen, dass andererseits aber die Hälfte davon wieder verheilt ist, also nicht letal war. Gefährlicher sind Schussverletzungen (28 %) und Verletzungen am postkranialen Skelett. Schussverletzungen sind während des Neolithikums und der Bronzezeit am häufigsten vertreten, wohingegen Schädel- und Rumpferletzungen von der Kaiserzeit bis ins Mittelalter vorherrschend sind. Es stellt sich die Frage, ob es sinnvoll ist, einen diachronen Vergleich mit den Prozentrelationen zur Gesamtzahl anzustellen. Vor allem im Datenpool der Kategorie 1 finden wir Abweichungen, die nicht erklärbar sind, da keine Liste für Kategorie 1 vorliegt. Schließlich erfahren wir, dass die Prozentanteile sich auch auf ein einziges Individuum beziehen können, bei dem zudem noch die Kategorienzuzuweisung fraglich ist (Mangolding).

Betrachten wir nun ein Detail: die Gräberfelder und Bestattungen der Kategorien 1–3 mit Individuen, die einen Verletzungsbefund aufweisen (S. 65, Abb. 45; v=verheilt, nv=nicht verheilt):

Überprüfung Peter-Röcher S. 165, Abb. 45											
<---- ---->											
	Anzahl	Kat. 1–3	Anzahl	Schuss		Schädel		Skelett		Unterarm	
Diff.				v	nv	v	nv	v	nv	v	nv
	12	LBK	12	3	1	4	0	1	0	3	0
	5	MNL	5	0	0	4	0	0	0	1	0
	14	JNL	14	2	1	3	5	0	0	3	0
	13	SK	13	0	1	7	3	0	0	2	0
	44	NL	44	5	3	18	8	1	0	9	0
2	19	FBZ	21	0	3	4	8	1	1	2	2
	10	MBZ	10	1	3	1	1	1	2	1	0
	5	SBZ	5	1	0	1	1	0	0	2	0
2	34	BZ	36	2	6	6	10	2	3	5	2
	21	Ha	21	1	4	7	6	1	0	2	0
	19	Lt	19	0	1	2	6	1	3	6	0
	40	EZ	40	1	5	9	12	2	3	8	0
	48	RKZ	48	0	3	17	9	2	4	13	0
3	162	frMA	165	1	4	40	59	9	15	34	3
1	88	MA/NZ	89	1	4	32	28	4	11	8	1
4	250	MA	254	2	8	72	87	13	26	42	4
6	416	gesamt	422	10	25	122	126	20	36	77	6

Abkürzungen: LBK – Linienbandkeramik, MNL – Mittelneolithikum, JNL – Jungneolithikum, SK – Schnurkeramik, NL – Neolithikum, FBZ – Frühbronzezeit, MBZ – Mittelbronzezeit, SBZ – Spätbronzezeit, BZ – Bronzezeit, Ha – Hallstattzeit, Lt – Latènezeit, EZ – Eisenzeit, RKZ – Römische Kaiserzeit, frMA – frühes Mittelalter, MA/NZ – Mittelalter/Neuzeit, MA – Mittelalter. Gesamt = Summe der Epochen.

Es fällt auf, dass die Spalte Anzahl mehrere Differenzen zu den Zeilensummen aufweist. Wie sich das auf die Grafiken auswirken könnte, wäre zu prüfen. In Anbetracht der geringen Befundfrequenz bei Schussverletzungen oder Verletzungen am Rumpf, kann ein zusätzlicher Einzelbefund zu enormen Verzerrungen führen, wenn man die prozentualen Anteile berechnet. Diachron gesehen mag das wenig Probleme bereiten, denn in der Kaiserzeit und im Mittelalter war das Aggressionspotenzial deutlich höher. Gemessen an der eher geringen Anzahl bislang bekannt gewordener mittelbronzezeitlicher Gräber, ist

es kaum vorstellbar, wie es zu dem hohen Wert von Schussverletzungen während dieser Epoche kommen kann (S. 167, Abb. 48c). Der Anteil von Mehrfachverletzungen pro Person folgt dem bereits bekannten Muster von einer Zunahme während des Mittelalters. Bis in die Eisenzeit hinein sind jedenfalls keine großen Unterschiede bei der Anzahl und Art der Verletzungen festzustellen, wenn wir obige Tabelle betrachten. Dabei ist zu bezweifeln, dass so geringe Besetzungen (unter zehn, meist sogar unter fünf Einzelfälle) in eine statistische Auswertung eingehen können. Es würde genügen, die Tatsache deskriptiv in einer Tabelle festzuhalten.

Im vorletzten Teil des Kapitels nimmt sich die Autorin schließlich die Massaker vor: ein Thema, das nicht empirisch, sondern nur intuitiv zu bewältigen ist. Anhand von Karten erfahren wir, wo es überall Massaker gab. Es sind Frauen, Männer und Kinder betroffen, die Verletzungen befinden sich vorwiegend am Schädel. Schädelverletzungen sollen ein typisches Merkmal von Massakern sein: Dies trifft wohl nicht zu, wenn wir uns an obige Tabelle erinnern. Frauen und Kinder wurden meist verschont, außer es wurde auch der Tross niedergemacht, wie man für Aldaieta annahm, einer Schlacht zwischen Franken und Westgoten. In einem Kurzexkurs erfahren wir etwas über die Begleiterscheinungen von Massakern, denen auch genozidische Motive zugeschrieben werden. Zweifellos sind auch Blutrausch, Drogenkonsum, Gruppenidentitätssteigerung, Sex- und Folter-Lust für diese Art von Gewalt ursächlich.

Einige Kulturen fanden überhaupt nur unter der Kategorie Massaker eine Berücksichtigung (Michelsberg und Altheim) im vorliegenden Band. Hierbei wird offensichtlich, dass die Datenerhebung zwar global ist, für das prähistorische Europa aber nicht repräsentativ. Es fehlen z. B. die der Baalberger Kultur (Erfurt/Ilversgehofen, Pirkau, Weißenfels etc.) zugehörigen Belege, mit denen man diejenigen der anderen neolithischen Kulturen auf gleiche (geringe) Zahl hätte bringen können.

Im letzten Teil folgen nun Beispiele, die aus dem Thema »Massaker« auszugliedern sind und dafür unter der Rubrik Unglück und Krankheit zusammengefasst werden (Bruchsal, Aue, Velké Pavlovice, vergiftete Herrscherfamilie von Stillfried). Sodann geht es darum, die Beteiligung von Frauen als Kämpfer näher zu untersuchen. Die skythischen und sarmatischen Amazonen weisen Schussverletzungen auf und haben kräftige Muskelmarken. Mangels Datenpool können andere Kulturen diesbezüglich nicht untersucht werden. Dafür legt die Autorin die Verletzungsraten bei Männern und Frauen im Vergleich vor. Die Befunde gleichen sich im Laufe der Zeit, nur dass Frauen jeweils viel seltener die betreffenden Merkmale von Verletzungen aufweisen. Die Brüche an Rumpf und Extremitäten, respektive die verheilten, werden nun generell aufgezählt und kurz in Text und Bild zusammengefasst (statistische Grafik). Besonders weist die Autorin auf Verletzungen durch Pferdetritte hin. Darauf folgen die nicht verheilten Verletzungen (n=174, da nur in wenigen Fällen bestimmbar). Beide Geschlechter sind in gleicher Weise betroffen, Frauen – wie schon festgestellt – in geringerem Maße. Ob mehrheitlich jüngere Individuen oder Männer betroffen sind, lässt sich nicht zweifelsfrei feststellen: Die Datenmenge ist viel zu gering, um konkrete Aussagen über einen Befundzeitraum von 7000 Jahren machen zu können.

VII. Gewalt, Fehde und Krieg im prähistorischen Europa – Ergebnisse und Ausblick (S. 187–190)

»Ziel der vorliegenden Untersuchung war es nicht, die Geschichte eines bestimmten Gebiets, einer Zeit oder einer Gattung wie etwa der Bewaffnung zu schreiben, sondern Potentiale aufzuzeigen, einen Überblick zu geben und Kriterien zu entwickeln, mit deren Hilfe Gewalt und Krieg in prähistorischer Zeit genauer zu fassen, zu beschreiben und vor allem zu differenzieren sind.«

Nach dieser Feststellung rekapituliert die Autorin noch einmal die verbreiteten Deutungsschemata für Menschenopfer und Krieg (Ressourcenknappheit, Gier nach Beute) und stellt sie anderen Interpretationen gegenüber (Naturkatastrophen, Unglücksfälle, Krankheiten und Zaubereianklagen). Von besonderem Gewinn waren die Ergebnisse der anthropologischen Forschung (Männerdefizit – Männerüberschuss, Sterblichkeit bei den verschiedenen Altersstufen, nicht verheilte Verletzungen). Art und Schwere der durch Waffengewalt zugefügten Verletzungen sind wichtige Indizien, denn sie erlauben Rückschlüsse darauf, in welcher Form und mit welchen Mitteln Konflikte und bewaffnete Auseinandersetzungen ausgetragen wurden (Bogenwaffe, Schwert, Axt, Geschütz).

Ursachen und Motivationen sind anhand archäologischer Quellen nur schwer zu ermitteln – trotzdem werden für alle Zeiten bevorzugt materielle Aspekte angeführt. Dies liegt jedoch vor allem in theoretischen Annahmen begründet, deren Relevanz insbesondere für die Steinzeiten und die Bronzezeit anhand noch zu formulierender Kriterien zu prüfen wäre.

In allen Zeiten lassen sich Verletzungen durch Gewalteinwirkung vornehmlich am Knochenmaterial von Männern feststellen, Frauen sind seltener und Kinder fast nie betroffen. Im Fall von Massakern gilt diese Aussage nicht; Massaker lassen sich aufgrund der vom Zufall bestimmten Überlieferungsbedingungen nur intuitiv für Aussagen zur Bedeutung von Gewalt und Krieg heranziehen. Sie kommen in nahezu allen Perioden gelegentlich vor, häufiger aber erst seit der Eisenzeit. Der prozentuale Anteil an Verletzten nimmt im Lauf der Zeit zu, ebenso die Anteile an multiplen und folgenschweren Verletzungen, d. h. es ist ein Anstieg der Brutalität zu verzeichnen; gekämpft wurde zunehmend, um zu töten. Spätestens ab dem frühen Mittelalter, vermutlich aber seit der Kaiserzeit oder sogar noch etwas früher, weist – im Vergleich zu den vorhergehenden Zeiten – zudem eine größere Anzahl von Männern Verletzungen auf, die darauf hindeuten, dass sie ständig in Auseinandersetzungen verwickelt waren. Träfe dies auch für die Männer des Neolithikums und der Bronzezeit zu, wie es vielfach angenommen wurde, wären entsprechende Verletzungen häufiger zu erwarten. Der Anteil an Schussverletzungen nimmt im Lauf der Zeit ab, der an Schädel- und Skelettverletzungen zu, woraus sich für die Kampftechnik der Schluss ergibt, dass der Nahkampf zunehmend an Bedeutung gewann.

Leider folgt die Autorin in der Zusammenfassung nun den generalisierenden Interpretationen, die sie in den ersten Textabschnitten erfolgreich kritisiert hatte. Die Grenzen zum höheren Aberglauben sind hier schnell überschritten: Anhand der Individuen mit nicht verheilten Verletzungen, die während des Neolithikums – bezogen auf Alter und Geschlecht – keine besonderen Präferenzen erkennen ließen, ist zu vermuten, dass es daneben im Zuge von Auseinandersetzungen gelegentlich Überfälle gab, denen einzelne,

zufällig außerhalb der Siedlungen angetroffene Personen zum Opfer gefallen waren. Auch für die mittlere Bronzezeit sind überraschenderweise noch Pfeilschussverletzungen und damit der Fernkampf charakteristisch – trotz der Vielzahl an Schwertern lässt sich deren Einsatz im Kampf am Skelettmaterial bislang nicht belegen. Haben sie vornehmlich anderen Zwecken gedient? Der Nachweis von Schwerthiebverletzungen gelingt erst für die Hallstattzeit. Es scheint sich mit der späten Bronze- bzw. Urnenfelderzeit ein Bruch abzuzeichnen, der die Sozialstruktur, die Kampftechnik und die Rolle der Gewalt in der Gesellschaft gleichermaßen betraf. Es war eine Periode des Übergangs ausgehend von sippengebundenen Fehden mit persönlichen Motivationen hin zu kriegerischen Auseinandersetzungen größeren Ausmaßes, bei denen Aspekte wie Macht, Herrschaft, Kontrolle und Beute in den Vordergrund zu treten begannen und das Kriegshandwerk professionalisiert wurde. Letztlich hat der Reiter-Kampf zu einer erhöhten Mobilität geführt (effektivere Kontrolle größerer Territorien).

Alle drei Quellenarten (Archäologie, Anthropologie, Ethnologie) lassen den Schluss zu, »dass Krieg nicht immer gleich war, dass wir zumindest bezüglich der Gewalt keinen ›zivilisierenden‹ Prozess absolviert haben, und dass es sich bei der gerne beschworenen ›Rückkehr der kriegerischen Gewalt der Nichtstaatlichkeit‹ mitnichten um eine Rückkehr in prähistorische Gefilde handelt, sondern um eine solche in Räume, aus denen sich der Staat weitgehend zurückgezogen hat oder zurückziehen musste und damit neuen, modernen Formen der Gewalt Entfaltungsmöglichkeiten bietet. Ein Vergleich von heutigen warlords mit spätantiken oder frühmittelalterlichen Kriegsherren liegt jedenfalls zweifellos näher als ein solcher mit den Yanomami oder den Bandkeramikern, ganz zu schweigen von paläolithischen und mesolithischen Wildbeutern.«

Schlusskommentar

Das Literaturpensum der Autorin ist gewaltig und anerkennenswert (ca. 950 Zitate); selbst als nicht ganz Unerfahrener ist man erstaunt: »wat et all jit«. Sokrates war radikal in seiner Selbsteinschätzung (»Ich weiß, dass ich nichts weiß.«); *Quod nihil scitur*, schrieb später Francisco Sanchez (1581). An Geisteskraft haben wir wohl heute nicht viel hinzugewonnen. Erkenntnistheorien umfassen vielfach nur Teilaspekte. Modern war es auch, Paradigmen über Bord zu werfen. Die Folgen der Globalisierung in Wirtschaft und Umwelt finden wir schließlich auch im Erkenntnismodell des Theorienpluralismus. Vielleicht gibt es todbringende Seuchen und Epidemien bereits im Neolithikum: Naturkatastrophen mit Sicherheit. Am Skelett alleine können solche Todesursachen oft nicht (mehr) festgestellt werden, außer etwa in Fällen von Mangelerscheinungen. Da die anthropologische Datenbasis eine so gewichtige Rolle in der Untersuchung spielte, wäre es methodisch unbedingt erforderlich gewesen, die Definitionen der Todesursachen effektiver darzustellen. Schließlich ist die Deutung des pathologisch-forensischen Befundes zugleich der Ausgangspunkt für die kulturhistorische Interpretation.

Definitionen bilden Normen, die wir benötigen, um verständlich und nachvollziehbar zu beschreiben. Aber selbst unser Normensystem ist erwachsen aus germanischem und römischem Recht, aus Aufklärung und Geschichte. Auch die Erkenntnistheorie ist

gewachsen und wächst weiter. Eine globale Untersuchung muss sich auch der Herausforderung stellen, die Sprachen der zu untersuchenden Gruppen in ihrem vollem Bedeutungszusammenhang zu erfassen, was nicht immer ganz einfach ist. Forscher müssen die Sprache eines Volkes lernen, vor dem sie noch dazu Abscheu haben, wie C. R. Hallpike. Es wird der Versuch unternommen, Wörter zu übersetzen, und diese Übersetzungen dann in andere Sprachen zu übertragen: *waiteri* – *fierce* – *grimmig* (Chagnon). Dazu bemerkt aber Sponsel: *wai* heißt auch essen, sich etwas aneignen und Geschlechtsverkehr. Das bedeutet, dass Kenntnisse der Semiotik und Linguistik unbedingt erforderlich sind.

Es ist sehr zu bedauern, dass die Autorin im Kapitel I den Strauß der Definitionen in die Manege wirft, aber an keiner Stelle den empirischen Versuch zu einer Definition unternimmt. Besonders deutlich wird dies durch die Verwendung des Begriffes »Fehde«, der semantisch und rechtlich so eng (auch entwicklungsgeschichtlich) im germanischen Sprachraum festgelegt ist, dass man sich fragen muss, ob es denn methodisch richtig ist, ihn auch bei außereuropäischen Kulturen anzuwenden. Schließlich bezweifle ich vehement, dass bei den Naturvölkern (Yanomami etc.) im Verlauf der letzten tausend Jahre (oder noch weiter zurückliegend) keine Veränderung oder Nivellierung der sozialen Normen, der Riten, der Religion und der sozialen Strukturen stattgefunden hat (die Autorin rät von solchen Vergleichen dezidiert ab). Gleiches gilt für das Sem *Massaker*, möglicherweise ein keltisches Wort.

Angesichts der vielfältigen Motive und Normen, die bei verschiedenen Ethnien für den Krieg typisch sind, ist Modellbildung sicher nicht einfach zu bewältigen. Man kann nicht alles mit allem vergleichen. Will man dennoch ein allgemeines Bild des Krieges entwerfen, so wird man erst die Ethnien zu definieren haben. Die Yanomami leben in einer anderen Umwelt als etwa die Bandkeramiker, die Alamannen oder die Gangster in den USA. Sie haben eine andere Wirtschaftsform. Yanomami und Menschen im Neolithikum sind natürlich immer vergleichbar, aber es ergibt keinen Sinn, es tatsächlich zu tun! Nur mit der Begründung, dass sie auch töten, kann man sicher nicht gleiche Mentalitäten und vor allem keine Begriffe anwenden, die durch heutigen modernen Gebrauch weitgehend eindeutige Konnotationen erhalten haben. Übrigens gilt die gleiche Problematik auch für die Begriffe Handel und Religion. Es ist daher sicher ratsamer, Bezeichnungen wie »primitiv« oder »Waffengang« bzw. »Kampf« zu wählen, wie dies H. Behrens getan hat, um Unterschiede zeitlicher und inhaltlicher Art objektiver darstellen zu können.

Die ausgiebige Schilderung der außerabendländischen Befunde schärft zwar unser kritisches Urteilsvermögen im Hinblick auf deren Interpretation. Bezüglich des Themas »Gewalt und Krieg im prähistorischen Europa« wären sie nicht erforderlich gewesen. Dagegen vermisst man eine umfangreichere Nutzung von Bildformaten (Felsbilder, Plastik, Darstellung von Kriegeruniformen und Waffennormierung). Die Visualisierung der Daten muss aus Gründen globaler psychogener Nötigung heute mit Excel und SPSS durchgeführt werden (Torte-Balken-Linien). Noch in den 1980er-Jahren hat man Designs für grafische Präsentationen entworfen, die für eine Darstellung in der vorliegenden Untersuchung – bei nur wenigen vorhandenen Datenpunkten – effektiver und erfolgreicher gewesen wären.

Wenn wir schon global Ethnologie mit Gewinn untersuchen wollen, so wäre in den historischen Zeiten Europas eine entsprechende Analyse präethnologischer Quellen

beginnend bei Homer über Flavius Josephus bis hin zu Gregor von Tours, Oswald von Wolkenstein oder Macchiavelli genauso wichtig gewesen. Schließlich erwähne ich noch die Hochkulturen in Vorderasien, seit der Djemdet-Nasr-Zeit, die bei der Generalisierung zur Kriegs- und Gewaltkultur einer Beobachtung wert gewesen wären.

Robert Ganslmeier, Halle (Saale)

Literaturverzeichnis

Barthélemy 1999

D. Barthélemy, *L' an mil et la paix de Dieu. La France chrétienne et féodale (980–1060)* (Fayard 1999).

Bertin 1982

J. Bertin, *Graphische Darstellungen und die graphische Weiterverarbeitung der Information* (Berlin, New York 1982).

Elias 1976

N. Elias, *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Band 2: Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation²* (Frankfurt 1976).

Gross/Levitt 1994

P. R. Gross/N. Levitt, *Higher superstition. The academic left and its quarrels with science* (Baltimore 1994).

Price 1996

A. H. Price, *Germanic warrior clubs. An inquiry into the dynamics of the era of migrations and into the antecedents of medieval society* (Tübingen 1996).